

Theodor Fontane

Effi

Briest

99

WELT

KLASSIKER

Null Papier

Theodor Fontane

Effi Briest

Theodor Fontane

Effi Briest

Überarbeitung, Umschlaggestaltung: Null Papier Verlag

Published by Null Papier Verlag, Deutschland

Copyright © 2014 by Null Papier Verlag

2. Auflage, ISBN 978-3-95418-135-3

www.null-papier.de/effi

N U L L
NP
P A P I E R

Die 99-Cent-Klassiker-Reihe von Null Papier

Hiermit wollen wir im noch neuen Medium der digitalen Bücher eine Reihe etablieren, die eine neue Qualität zum günstigen Preis bietet.

Die Veröffentlichungen zeichnen sich aus durch:

- einen vollständig korrigierten und lektorierten Text
- ein professionelles und lesefreundliches Layout, wie Sie es auch von gedruckten Büchern gewohnt sind; mit eingerückten Absätzen, Initialen und Überschriften
- eine angepasste Rechtschreibung für ein besseres Verstehen älterer Texte
- interaktive Inhalte wie Inhaltsverzeichnisse, Register oder Fußnoten

Alle Bücher finden Sie unter www.null-papier.de/99cent

Inhaltsverzeichnis

Theodor Fontane – Leben und Werk.....	8
Erstes Kapitel.....	14
Zweites Kapitel.....	26
Drittes Kapitel.....	31
Viertes Kapitel.....	38
Fünftes Kapitel.....	53
Sechstes Kapitel.....	63
Siebentes Kapitel.....	76
Achtes Kapitel.....	86
Neuntes Kapitel.....	94
Zehntes Kapitel.....	110
Elftes Kapitel.....	125
Zwölftes Kapitel.....	135
Dreizehntes Kapitel.....	144
Vierzehntes Kapitel.....	161
Fünfzehntes Kapitel.....	166
Sechzehntes Kapitel.....	178
Siebzehntes Kapitel.....	188
Achtzehntes Kapitel.....	200
Neunzehntes Kapitel.....	213
Zwanzigstes Kapitel.....	227
Einundzwanzigstes Kapitel.....	242
Zweiundzwanzigstes Kapitel.....	258
Dreiundzwanzigstes Kapitel.....	270

Vierundzwanzigstes Kapitel.....	286
Fünfundzwanzigstes Kapitel.....	309
Sechszwanzigstes Kapitel.....	316
Siebenundzwanzigstes Kapitel.....	323
Achtundzwanzigstes Kapitel.....	334
Neunundzwanzigstes Kapitel.....	341
Dreißigstes Kapitel.....	350
Einunddreißigstes Kapitel.....	358
Zweiunddreißigstes Kapitel.....	365
Dreiunddreißigstes Kapitel.....	383
Vierunddreißigstes Kapitel.....	389
Fünfunddreißigstes Kapitel.....	398
Sechszwanzigstes Kapitel.....	409
Das weitere Verlagsprogramm.....	418

Lieber Leser und liebe Leserin,

ihre Zufriedenheit liegt mir am Herzen.

Das Buch hat Ihnen gefallen? Dann würde ich mich sehr über eine positive Bewertung freuen.

Das Buch hat Ihnen nicht gefallen? Dann wäre ich für jeden konstruktiven Hinweis dankbar. Schreiben Sie mir doch direkt: kritik@null-papier.de. Geben Sie mir eine Chance zur Reaktion, falls etwas nicht nach ihren Wünschen oder Vorstellungen war.

Herzliche Grüße

Jürgen Schulze, Null Papier Verlag

Theodor Fontane – Leben und Werk

Als dem Ehepaar Louis Henry und Emilie Fontane am 30. Dezember 1819 der Sohn Theodor geboren wird, ruft das preußische Zeitgeschehen nur ganz leise nach national-demokratischen Autoren.



*Theodor Fontane, 1883
Gemälde v. Carl Breitbach*

Noch über jeden Zweifel erhaben ist die Monarchie, der Adel bespiegelt sich selbst, das Bürgertum strebt nach höherem ge-

sellschaftlichem Ansehen. Haben nicht Literaten das Odeur des Freigeistigen, und sind sie nicht zu unbeständig, um als respektabel zu gelten?

Aus gutem Hause

Die Mutter, standesbewusste Tochter eines Seidenhändlers, dessen Mäßigkeit sie rühmt, ist oft in Sorge. Vater Fontane versprach, eine gute Partie zu werden, immerhin hat Preußen-Königin Luise den Großvater Fontane zum Kabinettssekretär bestellt und ihn anschließend zum Kastellan von Schloss Schönhausen ernannt. Über die zweifelhafte Eignung des Malers zum Kabinettssekretär – Schadow bescheinigt ihm, über gute Kenntnis der französischen Sprache zu verfügen – spricht man nicht, sondern freut sich seines gesellschaftlichen Ansehens. Dann gibt es da noch einen verwandten Rittergutbesitzer, dessen lackschwarze Chaise, ausgestattet mit breiten roten Samtpolstern, ausgesprochen repräsentativ wirkt, wenn Familie Fontane zur Landpartie abgeholt wird.

Glänzend könnte Emilie das alles finden, wäre ihr Gemahl nicht arg dem Spiel zugetan. Die gute Partie offenbart menschliche Schwäche, als Louis Henry, um Spielschulden zu begleichen, seine Apotheke in Neuruppin aufgibt und sich in Swinemünde mit einem kleineren Geschäft etablieren muss.

Sohn Theodor ist zu diesem Zeitpunkt sieben Jahre alt. Als kranker, alt gewordener Mann wird er sich, in »Meine Kinderjahre«, rückblickend mit seinen gegensätzlichen Eltern befassen. Zunächst aber verlässt er Neuruppin, kehrt jedoch als Gymnasiast für ein Jahr in die Stadt zurück, um anschließend eine Gewerbeschule in Berlin zu besuchen. Als ihm auch das

nicht zusagt, tritt er 1836 in väterliche Fußstapfen, indem er eine Ausbildung zum Apotheker absolviert. Nun dauert es nur noch drei Jahre, bis er sein erstes literarisches Werk vollendet, die Novelle »Geschwisterliebe«. Nachdem er seine Lehre abgeschlossen hat, schlägt es ihn 1840 in die Nähe Magdeburgs, wo er seine erste Anstellung als Apothekergehilfe antritt.

Beide Wege, sowohl den des Apothekers als auch den des Literaten, setzt Fontane vorerst konsequent fort. In den nächsten Jahren arbeitet er in Leipzig und Dresden, tritt literarischen Vereinigungen bei, bevor er in der Apotheke des Vaters tätig wird.

Der literarische Bürger

Seine Lehr- und Wanderjahre beendet Fontane 1845 in Berlin, wo er sich politisiert, streitbare Schriften verfasst und 1848 auf den Barrikaden der März-Revolutionäre zu finden ist. Nachdem er 1850 geheiratet hat, gibt er den Apothekerberuf vollständig auf, um als Schriftsteller zu leben.

Ab dem Jahr 1852 arbeitet er für die Neue Preußische Kreuzzeitung. Dort erscheinen Fontanes kulturelle Berichte aus England, wo er bis 1859 lebt. Nach dem Regierungswechsel in Preußen kehrt der Autor nach Berlin zurück, auf eine allgemeine Liberalisierung vertrauend. Da er hier zunächst keine redaktionelle Anstellung findet, kommt es ihm gelegen, dass Reiseliteratur sich außerordentlich gut verkauft. Er verfasst zwei Schriften über England und greift eine Idee auf, die ihm bereits in Schottland gekommen war, dass nämlich das Brandenburgische genug Schönheit zu bieten hätte, auf die nur aufmerksam gemacht werden müsse.

Der Sommer 1859 ist die Geburtsstunde der »Wanderungen«. Fontane streift durch die Mark, beginnend mit Neuruppin und dem Ruppiner Land. Er sichtet Archive, spricht mit Einwohnern und lässt sich durch landschaftliche Reize anrühren. Zunächst werden einzelne Artikel veröffentlicht, bis 1861 das Büchlein »Die Grafschaft Ruppin« den Auftakt der Tetralogie »Wanderungen durch die Mark Brandenburg« bildet.

Als er 1889 »Die fünf Schlösser« fertigstellt, sieht er den Band eigentlich nicht für die »Wanderungen« vor, weil das Buch vor allem historischen Recherchen entspringt. Posthum wird es vom Verlag jedoch in derselben Reihe herausgegeben.

Systemkritisches publiziert Fontane seit seinem Engagement bei der nationalistisch-reaktionären Neuen Preußischen Kreuzzeitung nicht mehr. Bis 1870 arbeitet er für dieses Blatt, womit er zwar den Lebensunterhalt seiner Familie sichert, sich aber auch in den öffentlichen und in den privaten Menschen spaltet. Beispielsweise bildet der Berliner Antisemitismusstreit eine historische Zäsur im Kaiserreich, zu der Fontane erst Stellung bezieht, als sich der gesellschaftsfähig gewordene Antisemitismus in neuen Gesetzen manifestiert. Persönlich und geschäftlich ist er einigen Juden eng verbunden; die ohnehin spät verfassten Aufsätze aber bleiben unvollendet in der Schublade.

Vermutlich sieht sich Fontane Sachzwängen ausgeliefert, denn bereits 1851 wird sein erstes Kind geboren, dem drei weitere folgen werden. Bis auf den ersten Sohn sterben die Kinder kurz nach der Geburt. In den Jahren 1856, 1860 und 1864 werden weitere Kinder geboren, weshalb der Autor eine sechsköpfige Familie zu ernähren hat.

Im Auftrag der Neuen Preußischen Kreuz-Zeitung begibt sich Fontane 1864 nach Kopenhagen, um als Korrespondent über den Deutsch-Dänischen Krieg zu berichten.

Ein Abenteuer steht ihm 1870 bevor: Eigentlich schreibt er mittlerweile als Theaterkritiker für die Vossische Zeitung, fährt jedoch wegen des Deutsch-Französischen Krieges nach Frankreich. Dort wird er als Spion verhaftet und kommt nur durch Intervention Bismarcks frei.

Nach ausgedehnten Reisen innerhalb Europas, unternommen in den Jahren 1874 bis 1876, beschließt er, seine journalistische Tätigkeit vollständig einzustellen und nur noch als freier Schriftsteller zu arbeiten.

Dies ist der Auftakt zu Fontanes epischem Spätwerk. Nach dem ersten Roman, dem 1878 veröffentlichten »Der Sturm«, verfasst der Autor zahlreiche Novellen und Romane, die in der heutigen Rezeption seine eigentliche Bedeutung ausmachen.

Theodor Fontane stirbt am 20. September 1898 in Berlin. Die Grabstätte der Eheleute Fontane befindet sich auf dem Friedhof II der Französischen Gemeinde, in Berlin-Mitte.

Der milde Beobachter

Als allwissender Erzähler führt der gereifte Romancier den Leser durch Unterhaltungen bei Tisch oder erläutert Motivationen für Ehebrüche und kriminelle Handlungen. Dabei beobachtet er sehr genau und erlaubt dem Publikum, die Protagonisten zu durchschauen. Fontane übt, vor dem Hintergrund seiner eigenen Lebensanschauung, urteilende Nachsicht.

Diese Herangehensweise ist bereits in den »Wanderungen durch die Mark Brandenburg« wahrzunehmen. Berührungängste gegenüber anderen Ständen hat Fontane nicht, aber er löst sich auch niemals vom bürgerlichen Wertesystem, anders als sein Briefpartner Theodor Storm. Obwohl sich Fontane gesellschaftlicher Fragen durchaus annimmt, sie ironisch beleuchtet und bis ins Detail psychologisch treffend schildert, womit er Kausalitäten nachvollziehbar erklärt, bleibt der Eindruck einer unüberwindlichen Distanz.

Der bürgerliche beziehungsweise romantische Realismus neigt dazu, Kalamitäten zu verklären oder zu ignorieren. Storm blendet sie oft aus, benennt jedoch hin und wieder erkennbares Elend.

Bei Fontane gibt es das nicht: In allem ist entweder »kleines Glück« oder großes – rein psychologisch bedingtes – Drama. Er analysiert persönliches Scheitern vor dem Hintergrund gesellschaftlicher Maßstäbe, wie in »Effi Briest«, ohne Gesellschaft und Individuum tatsächlich zu verknüpfen. Wohl mag er wahrnehmen, dass Konvention in ursächlichem Zusammenhang mit individuellem Versagen steht. Doch letztendlich liegt das Verschulden stets bei der Einzelperson, die in ihrem So-Sein dem Leben nicht gewachsen ist: Der Mensch geht an sich selbst zugrunde; der gültige Verhaltenskodex bietet lediglich den Rahmen eines solchen Geschehens.

Erstes Kapitel

In Front des schon seit Kurfürst Georg Wilhelm von der Familie von Briest bewohnten Herrenhauses zu Hohen-Cremmen fiel heller Sonnenschein auf die mittagsstille Dorfstraße, während nach der Park- und Gartenseite hin ein rechtwinklig angebauter Seitenflügel einen breiten Schatten erst auf einen weiß und grün quadrierten Fliesengang und dann über diesen hinaus auf ein großes, in seiner Mitte mit einer Sonnenuhr und an seinem Rande mit Canna indica und Rhabarberstauden besetztes Rondell warf. Einige zwanzig Schritte weiter, in Richtung und Lage genau dem Seitenflügel entsprechend, lief eine ganz in kleinblättrigem Efeu stehende, nur an einer Stelle von einer kleinen weißgestrichenen Eisentür unterbrochene Kirchhofsmauer, hinter der der Hohen-Cremmener Schindelturm mit seinem blitzenden, weil neuerdings erst wieder vergoldeten Wetterhahn aufragte. Fronthaus, Seitenflügel und Kirchhofsmauer bildeten ein einen kleinen Ziergarten umschließendes Hufeisen, an dessen offener Seite man eines Teiches mit Wassersteg und angekettetem Boot und dicht daneben einer Schaukel gewahr wurde, deren horizontal gelegtes Brett zu Häupten und Füßen an je zwei Stricken hing – die Pfosten der Balkenlage schon etwas schief stehend. Zwischen Teich und Rondell aber und die Schaukel halb versteckend standen ein paar mächtige alte Platanen.

Auch die Front des Herrenhauses – eine mit Aloekübeln und ein paar Gartenstühlen besetzte Rampe – gewährte bei bewölktem Himmel einen angenehmen und zugleich allerlei Zerstreuung bietenden Aufenthalt; an Tagen aber, wo die Sonne

niederbrannte, wurde die Gartenseite ganz entschieden bevorzugt, besonders von Frau und Tochter des Hauses, die denn auch heute wieder auf dem im vollen Schatten liegenden Fliesengang saßen, in ihrem Rücken ein paar offene, von wildem Wein umrankte Fenster, neben sich eine vorspringende kleine Treppe, deren vier Steinstufen vom Garten aus in das Hochparterre des Seitenflügels hinaufführten. Beide, Mutter und Tochter, waren fleißig bei der Arbeit, die der Herstellung eines aus Einzelquadraten zusammensetzenden Altarteppichs galt; ungezählte Wollsträhnen und Seidendocken lagen auf einem großen, runden Tisch bunt durcheinander, dazwischen, noch vom Lunch her, ein paar Dessertteller und eine mit großen, schönen Stachelbeeren gefüllte Majolikaschale. Rasch und sicher ging die Wollnadel der Damen hin und her, aber während die Mutter kein Auge von der Arbeit ließ, legte die Tochter, die den Rufnamen Effi führte, von Zeit zu Zeit die Nadel nieder und erhob sich, um unter allerlei kunstgerechten Beugungen und Streckungen den ganzen Kursus der Heil- und Zimmergymnastik durchzumachen. Es war ersichtlich, daß sie sich diesen absichtlich ein wenig ins Komische gezogenen Übungen mit ganz besonderer Liebe hingab, und wenn sie dann so da stand und, langsam die Arme hebend, die Handflächen hoch über dem Kopf zusammenlegte, so sah auch wohl die Mama von ihrer Handarbeit auf, aber immer nur flüchtig und verstohlen, weil sie nicht zeigen wollte, wie entzückend sie ihr eigenes Kind finde, zu welcher Regung mütterlichen Stolzes sie voll berechtigt war. Effi trug ein blau und weiß gestreiftes, halb kitelartiges Leinwandkleid, dem erst ein fest zusammengezogener, bronzefarbener Ledergürtel die Taille gab; der Hals war frei, und über Schulter und Nacken fiel ein breiter Matrosenkragen. In allem, was sie tat, paarte sich Übermut und Grazie, während ihre lachenden braunen Augen eine große, natürliche

Klugheit und viel Lebenslust und Herzensgüte verrieten. Man nannte sie die »Kleine«, was sie sich nur gefallen lassen mußte, weil die schöne, schlanke Mama noch um eine Handbreit höher war.

Eben hatte sich Effi wieder erhoben, um abwechselnd nach links und rechts ihre turnerischen Drehungen zu machen, als die von ihrer Stickerei gerade wieder aufblickende Mama ihr zurief: »Effi, eigentlich hättest du doch wohl Kunstreiterin werden müssen. Immer am Trapez, immer Tochter der Luft. Ich glaube beinah, daß du so was möchtest.«

»Vielleicht, Mama. Aber wenn es so wäre, wer wäre schuld? Von wem hab ich es? Doch nur von dir. Oder meinst du von Papa? Da mußt du nun selber lachen. Und dann, warum steckst du mich in diesen Hänger, in diesen Jungenskittel? Mitunter denk ich, ich komme noch wieder in kurze Kleider. Und wenn ich *die* erst wieder habe, dann knicks ich auch wieder wie ein Backfisch, und wenn dann die Rathenower herüberkommen, setze ich mich auf Oberst Goetzes Schoß und reite hopp, hopp. Warum auch nicht? Drei Viertel ist er Onkel und nur ein Viertel Courmacher. Du bist schuld. Warum kriege ich keine Staatskleider? Warum machst du keine Dame aus mir?«

»Möchtest du's?«

»Nein.« Und dabei lief sie auf die Mama zu und umarmte sie stürmisch und küßte sie.

»Nicht so wild, Effi, nicht so leidenschaftlich. Ich beunruhige mich immer, wenn ich dich so sehe...« Und die Mama schien ernstlich willens, in Äußerung ihrer Sorgen und Ängste fortzufahren. Aber sie kam nicht weit damit, weil in eben diesem

Augenblicke drei junge Mädchen aus der kleinen, in der Kirchhofsmauer angebrachten Eisentür in den Garten eintraten und einen Kiesweg entlang auf das Rondell und die Sonnenuhr zuschritten. Alle drei grüßten mit ihren Sonnenschirmen zu Effi herüber und eilten dann auf Frau von Briest zu, um dieser die Hand zu küssen. Diese tat rasch ein paar Fragen und lud dann die Mädchen ein, ihnen oder doch wenigstens Effi auf eine halbe Stunde Gesellschaft zu leisten, »ich habe ohnehin noch zu tun, und junges Volk ist am liebsten unter sich. Gehabt euch wohl.« Und dabei stieg sie die vom Garten in den Seitenflügel führende Steintreppe hinauf.

Und da war nun die Jugend wirklich allein.

Zwei der jungen Mädchen – kleine, rundliche Persönchen, zu deren krausem, rotblondem Haar ihre Sommersprossen und ihre gute Laune ganz vorzüglich paßten – waren Töchter des auf Hansa, Skandinavien und Fritz Reuter eingeschworenen Kantors Jahnke, der denn auch, unter Anlehnung an seinen mecklenburgischen Landsmann und Lieblingsdichter und nach dem Vorbilde von Mining und Lining, seinen eigenen Zwillingen die Namen Bertha und Hertha gegeben hatte. Die dritte junge Dame war Hulda Niemeyer, Pastor Niemeyers einziges Kind; sie war damenhafter als die beiden anderen, dafür aber langweilig und eingebildet, eine lymphatische Blondine, mit etwas vorspringenden, blöden Augen, die trotzdem beständig nach was zu suchen schienen, weshalb denn auch Klitzing von den Husaren gesagt hatte: »Sieht sie nicht aus, als erwarte sie jeden Augenblick den Engel Gabriel?« Effi fand, daß der etwas kritische Klitzing nur zu sehr recht habe, vermied es aber trotzdem, einen Unterschied zwischen den drei Freundinnen zu machen. Am wenigsten war ihr in diesem Augenblicke danach zu Sinn, und während sie die Arme auf den Tisch stemmte, sagte

sie: »Diese langweilige Stickerei. Gott sei Dank, daß ihr da seid.«

»Aber deine Mama haben wir vertrieben«, sagte Hulda.

»Nicht doch. Wie sie euch schon sagte, sie wäre doch gegangen; sie erwartet nämlich Besuch, einen alten Freund aus ihren Mädchentagen her, von dem ich euch nachher erzählen muß, eine Liebesgeschichte mit Held und Heldin und zuletzt mit Entsagung. Ihr werdet Augen machen und euch wundern. Übrigens habe ich Mamas alten Freund schon drüben in Schwantikow gesehen; er ist Landrat, gute Figur und sehr männlich.«

»Das ist die Hauptsache«, sagte Hertha.

»Freilich ist das die Hauptsache, ›Weiber weiblich, Männer männlich‹ – das ist, wie ihr wißt, einer von Papas Lieblingssätzen. Und nun helft mir erst Ordnung schaffen auf dem Tisch hier, sonst gibt es wieder eine Strafpredigt.«

Im Nu waren die Docken in den Korb gepackt, und als alle wieder saßen, sagte Hulda: »Nun aber, Effi, nun ist es Zeit, nun die Liebesgeschichte mit Entsagung. Oder ist es nicht so schlimm?«

»Eine Geschichte mit Entsagung ist nie schlimm. Aber ehe Hertha nicht von den Stachelbeeren genommen, eh kann ich nicht anfangen – sie läßt ja kein Auge davon. Übrigens nimm, soviel du willst, wir können ja hinterher neue pflücken; nur wirf die Schalen weit weg oder, noch besser, lege sie hier auf die Zeitungsbeilage, wir machen dann eine Tüte daraus und schaffen alles beiseite. Mama kann es nicht leiden, wenn die

Schlusen so überall umherliegen, und sagt immer, man könne dabei ausgleiten und ein Bein brechen.«

»Glaub ich nicht«, sagte Hertha, während sie den Stachelbeeren fleißig zusprach.

»Ich auch nicht«, bestätigte Effi. »Denkt doch mal nach, ich falle jeden Tag wenigstens zwei-, dreimal, und noch ist mir nichts gebrochen. Was ein richtiges Bein ist, das bricht nicht so leicht, meines gewiß nicht und deines auch nicht, Hertha. Was meinst du, Hulda?«

»Man soll sein Schicksal nicht versuchen: Hochmut kommt vor dem Fall.«

»Immer Gouvernante; du bist doch die geborne alte Jungfer.«

»Und hoffe mich doch noch zu verheiraten. Und vielleicht eher als du.«

»Meinetwegen. Denkst du, daß ich darauf warte? Das fehlte noch. Übrigens, ich kriege schon einen, und vielleicht bald. Da ist mir nicht bange. Neulich erst hat mir der kleine Ventivegni von drüben gesagt: ›Fräulein Effi, was gilt die Wette, wir sind hier noch in diesem Jahre zu Polterabend und Hochzeit.«

»Und was sagtest du da?«

»›Wohl möglich‹, sagt ich, ›wohl möglich: Hulda ist die älteste und kann sich jeden Tag verheiraten.‹ Aber er wollte davon nichts wissen und sagte: ›Nein, bei einer anderen jungen Dame, die gerade so brünett ist, wie Fräulein Hulda blond ist.‹ Und dabei sah er mich ganz ernsthaft an... Aber ich komme

vom Hundertsten aufs Tausendste und vergesse die Geschichte.«

»Ja, du brichst immer wieder ab; am Ende willst du nicht.«

»Oh, ich will schon, aber freilich, ich breche immer wieder ab, weil es alles ein bißchen sonderbar ist, ja, beinah romantisch.«

»Aber du sagtest doch, er sei Landrat.«

»Allerdings Landrat. Und er heißt Geert von Innstetten, Baron von Innstetten.«

Alle drei lachten.

»Warum lacht ihr?« sagte Effi pikiert. »Was soll das heißen?«

»Ach, Effi, wir wollen dich ja nicht beleidigen und auch den Baron nicht. Innstetten, sagtest du? Und Geert? So heißt doch hier kein Mensch. Freilich, die adeligen Namen haben oft so was Komisches.«

»Ja, meine Liebe, das haben sie. Dafür sind es eben Adelige. Die dürfen sich das gönnen, und je weiter zurück, ich meine der Zeit nach, desto mehr dürfen sie sich's gönnen. Aber davon versteht ihr nichts, was ihr mir nicht übelnehmen dürft. Wir bleiben doch gute Freunde. Geert von Innstetten also und Baron. Er ist gradeso alt wie Mama, auf den Tag.«

»Und wie alt ist denn eigentlich deine Mama?«

»Achtunddreißig.«

»Ein schönes Alter.«

»Ist es auch, namentlich wenn man noch so aussieht wie die Mama. Sie ist doch eigentlich eine schöne Frau, findet ihr nicht auch? Und wie sie alles so wegthat, immer so sicher und dabei so fein und nie unpassend wie Papa. Wenn ich ein junger Leutnant wäre, so würd ich mich in die Mama verlieben.«

»Aber Effi, wie kannst du nur so was sagen«, sagte Hulda.
»Das ist ja gegen das vierte Gebot.«

»Unsinn. Wie kann das gegen das vierte Gebot sein? Ich glaube, Mama würde sich freuen, wenn sie wüßte, daß ich so was gesagt habe.«

»Kann schon sein«, unterbrach hier Hertha. »Aber nun endlich die Geschichte.«

»Nun, gib dich zufrieden, ich fange schon an... Also Baron Innstetten! Als er noch keine zwanzig war, stand er drüben bei den Rathenowern und verkehrte viel auf den Gütern hierherum, und am liebsten war er in Schwantikow drüben bei meinem Großvater Belling. Natürlich war es nicht des Großvaters wegen, daß er so oft drüben war, und wenn die Mama davon erzählt, so kann jeder leicht sehen, um wen es eigentlich war. Und ich glaube, es war auch gegenseitig.«

»Und wie kam es nachher?«

»Nun, es kam, wie's kommen mußte, wie's immer kommt. Er war ja noch viel zu jung, und als mein Papa sich einfand, der schon Ritterschaftsrat war und Hohen-Cremmen hatte, da war kein langes Besinnen mehr, und sie nahm ihn und wurde

Frau von Briest... Und das andere, was sonst noch kam, nun, das wißt ihr... das andere bin ich.«

»Ja, das andere bist du, Effi«, sagte Bertha. »Gott sei Dank; wir hätten dich nicht, wenn es anders gekommen wäre. Und nun sage, was tat Innstetten, was wurde aus ihm? Das Leben hat er sich nicht genommen, sonst könntet ihr ihn heute nicht erwarten.«

»Nein, das Leben hat er sich nicht genommen. Aber ein bißchen war es doch so was.«

»Hat er einen Versuch gemacht?«

»Auch das nicht. Aber er mochte doch nicht länger hier in der Nähe bleiben, und das ganze Soldatenleben überhaupt muß ihm damals wie verleidet gewesen sein. Es war ja auch Friedenszeit. Kurz und gut, er nahm den Abschied und fing an, Juristerei zu studieren, wie Papa sagt, mit einem ›wahren Biereifer‹; nur als der siebziger Krieg kam, trat er wieder ein, aber bei den Perlebergern statt bei seinem alten Regiment, und hat auch das Kreuz. Natürlich, denn er ist sehr schneidig. Und gleich nach dem Kriege saß er wieder bei seinen Akten, und es heißt, Bismarck halte große Stücke von ihm und auch der Kaiser, und so kam es denn, daß er Landrat wurde, Landrat im Kessiner Kreise.«

»Was ist Kessin? Ich kenne hier kein Kessin.«

»Nein, hier in unserer Gegend liegt es auch nicht; es liegt eine hübsche Strecke von hier fort, in Pommern, in Hinterpommern sogar, was aber nichts sagen will, weil es ein Badeort ist (alles da herum ist Badeort), und die Ferienreise, die Baron

Innstetten jetzt macht, ist eigentlich eine Vetterreise oder doch etwas Ähnliches. Er will hier alte Freundschaft und Verwandtschaft wiedersehn.«

»Hat er denn hier Verwandte?«

»Ja und nein, wie man's nehmen will. Innstettens gibt es hier nicht, gibt es, glaub ich, überhaupt nicht mehr. Aber er hat hier entfernte Vettern von der Mutter Seite her, und vor allem hat er wohl Schwantikow und das Bellingsche Haus wiedersehen wollen, an das ihn soviel Erinnerungen knüpfen. Da war er denn vorgestern drüben, und heute will er hier in Hohen-Cremmen sein.«

»Und was sagt dein Vater dazu?«

»Gar nichts. Der ist nicht so. Und dann kennt er ja doch die Mama. Er neckt sie bloß.«

In diesem Augenblick schlug es Mittag, und ehe es noch ausgeschlagen, erschien Wilke, das alte Briestsche Haus- und Familienfaktotum, um an Fräulein Effi zu bestellen: »Die gnädige Frau ließe bitten, daß das gnädige Fräulein zu rechter Zeit auch Toilette mache; gleich nach eins würde der Herr Baron wohl vorfahren.« Und während Wilke dies noch vermeldete, begann er auch schon auf dem Arbeitstisch der Damen abzuräumen und griff dabei zunächst nach dem Zeitungsblatt, auf dem die Stachelbeerschalen lagen.

»Nein, Wilke, nicht so; das mit den Schlusen, das ist unsere Sache... Hertha, du mußt nun die Tüte machen und einen Stein hineintun, daß alles besser versinken kann. Und dann wollen

wir in einem langen Trauerzug aufbrechen und die Tüte auf offener See begraben.«

Wilke schmunzelte. »Is doch ein Daus, unser Fräulein«, so etwa gingen seine Gedanken; Effi aber, während sie die Tüte mitten auf die rasch zusammengeraffte Tischdecke legte, sagte: »Nun fassen wir alle vier an, jeder an einem Zipfel, und singen was Trauriges.«

»Ja, das sagst du wohl, Effi. Aber was sollen wir denn singen?«

»Irgendwas; es ist ganz gleich, es muß nur einen Reim auf ›u‹ haben; ›u‹ ist immer Trauervokal. Also singen wir:

*Flut, Flut,
Mach alles wieder gut...«,*

und während Effi diese Litanei feierlich anstimmte, setzten sich alle vier auf den Steg hin in Bewegung, stiegen in das dort angekettelte Boot und ließen von diesem aus die mit einem Kiesel beschwerte Tüte langsam in den Teich niedergleiten.

»Hertha, nun ist deine Schuld versenkt«, sagte Effi, »wobei mir übrigens einfällt, so vom Boot aus sollen früher auch arme unglückliche Frauen versenkt worden sein, natürlich wegen Untreue.«

»Aber doch nicht hier.«

»Nein, nicht hier«, lachte Effi, »hier kommt so was nicht vor. Aber in Konstantinopel, und du mußt ja, wie mir eben einfällt, auch davon wissen, so gut wie ich, du bist ja mit dabeige-

wesen, als uns Kandidat Holzapfel in der Geographiestunde davon erzählte.«

»Ja«, sagte Hulda, »der erzählte immer so was. Aber so was vergißt man doch wieder.«

»Ich nicht. Ich behalte so was.«

Zweites Kapitel

Sie sprachen noch eine Weile so weiter, wobei sie sich ihrer gemeinschaftlichen Schulstunden und einer ganzen Reihe Holzapfelscher Unpassendheiten mit Empörung und Behagen erinnerten. Ja, man konnte sich nicht genug tun damit, bis Hulda mit einem Male sagte: »Nun aber ist es höchste Zeit, Effi; du siehst ja aus, ja, wie sag ich nur, du siehst ja aus, wie wenn du vom Kirschenpflücken kämst, alles zerknittert und zerknautscht; das Leinenzeug macht immer so viele Falten, und der große, weiße Klappkragen... ja, wahrhaftig, jetzt hab ich es, du siehst aus wie ein Schiffsjunge.«

»Midshipman, wenn ich bitten darf. Etwas muß ich doch von meinem Adel haben. Übrigens Midshipman oder Schiffsjunge. Papa hat mir erst neulich wieder einen Mastbaum versprochen, hier dicht neben der Schaukel, mit Rahen und einer Strickleiter. Wahrhaftig, das sollte mir gefallen, und den Wimpel oben selbst anzumachen, das ließ' ich mir nicht nehmen. Und du, Hulda, du kämst dann von der anderen Seite her herauf, und oben in der Luft wollten wir Hurra rufen und uns einen Kuß geben. Alle Wetter, das sollte schmecken.«

»»Alle Wetter...«, wie das nun wieder klingt... Du sprichst wirklich wie ein Midshipman. Ich werde mich aber hüten, dir nachzuklettern, ich bin nicht so waghalsig. Jahnke hat ganz recht, wenn er immer sagt, du hättest zuviel von dem Bellingschen in dir, von deiner Mama her. Ich bin bloß ein Pastorskind.«

»Ach, geh mir. Stille Wasser sind tief. Weißt du noch, wie du damals, als Vetter Briest als Kadett hier war, aber doch schon groß genug, wie du damals auf dem Scheunendach entlangrutschtest. Und warum? Nun, ich will es nicht verraten. Aber kommt, wir wollen uns schaukeln, auf jeder Seite zwei; reißen wird es ja wohl nicht, oder wenn ihr nicht Lust habt, denn ihr macht wieder lange Gesichter, dann wollen wir Anschlag spielen. Eine Viertelstunde hab ich noch. Ich mag noch nicht hineingehen, und alles bloß, um einem Landrat guten Tag zu sagen, noch dazu einem Landrat aus Hinterpommern. Ältlich ist er auch, er könnte ja beinah mein Vater sein, und wenn er wirklich in einer Seestadt wohnt, Kessin soll ja so was sein, nun, da muß ich ihm in diesem Matrosenkostüm eigentlich am besten gefallen und muß ihm beinah wie eine große Aufmerksamkeit vorkommen. Fürsten, wenn sie wen empfangen, soviel weiß ich von meinem Papa her, legen auch immer die Uniform aus der Gegend des anderen an. Also nur nicht ängstlich... rasch, rasch, ich fliege aus, und neben der Bank hier ist frei.«

Hulda wollte noch ein paar Einschränkungen machen, aber Effi war schon den nächsten Kiesweg hinauf, links hin, rechts hin, bis sie mit einem Male verschwunden war. »Effi, das gilt nicht; wo bist du? Wir spielen nicht Versteck, wir spielen Anschlag«, unter diesen und ähnlichen Vorwürfen eilten die Freundinnen ihr nach, weit über das Rondell und die beiden seitwärts stehenden Platanen hinaus, bis die Verschwundene mit einem Male aus ihrem Verstecke hervorbrach und mühelos, weil sie schon im Rücken ihrer Verfolger war, mit »eins, zwei, drei« den Freiplatz neben der Bank erreichte.

»Wo warst du?«

»Hinter den Rhabarberstauden; die haben so große Blätter, noch größer als ein Feigenblatt...«

»Pfui...«

»Nein, pfui für euch, weil ihr verspielt habt. Hulda, mit ihren großen Augen, sah wieder nichts, immer ungeschickt.« Und dabei flog Effi von neuem über das Rondell hin, auf den Teich zu, vielleicht weil sie vorhatte, sich erst hinter einer dort aufwachsenden dichten Haselnußhecke zu verstecken, um dann, von dieser aus, mit einem weiten Umweg um Kirchhof und Fronthaus, wieder bis an den Seitenflügel und seinen Freiplatz zu kommen. Alles war gut berechnet; aber freilich, ehe sie noch halb um den Teich herum war, hörte sie schon vom Hause her ihren Namen rufen und sah, während sie sich umwandte, die Mama, die, von der Steintreppe her, mit ihrem Taschentuche winkte. Noch einen Augenblick, und Effi stand vor ihr.

»Nun bist du doch noch in deinem Kittel, und der Besuch ist da. Nie hältst du Zeit.«

»*Ich* halte schon Zeit, aber der Besuch hat nicht Zeit gehalten. Es ist noch nicht eins; noch lange nicht«, und sich nach den Zwillingen hin umwendend (Hulda war noch weiter zurück), rief sie diesen zu: »Spielt nur weiter; ich bin gleich wieder da.«

Schon im nächsten Augenblicke trat Effi mit der Mama in den großen Gartensaal, der fast den ganzen Raum des Seitenflügels füllte.

»Mama, du darfst mich nicht schelten. Es ist wirklich erst halb. Warum kommt er so früh? Kavaliere kommen nicht zu spät, aber noch weniger zu früh.«

Frau von Briest war in sichtlicher Verlegenheit; Effi aber schmiegte sich liebkosend an sie und sagte: »Verzeih, ich will mich nun eilen; du weißt, ich kann auch rasch sein, und in fünf Minuten ist Aschenpuddel in eine Prinzessin verwandelt. So lange kann er warten oder mit dem Papa plaudern.«

Und der Mama zunickend, wollte sie leichten Fußes eine kleine eiserne Stiege hinauf, die aus dem Saal in den Oberstock hinaufführte. Frau von Briest aber, die unter Umständen auch unkonventionell sein konnte, hielt plötzlich die schon forteilende Effi zurück, warf einen Blick auf das jugendlich reizende Geschöpf, das, noch erhitzt von der Aufregung des Spiels, wie ein Bild frischesten Lebens vor ihr stand, und sagte beinahe vertraulich: »Es ist am Ende das beste, du bleibst, wie du bist. Ja, bleibe so. Du siehst gerade sehr gut aus. Und wenn es auch nicht wäre, du siehst so unvorbereitet aus, so gar nicht zurechtgemacht, und darauf kommt es in diesem Augenblicke an. Ich muß dir nämlich sagen, meine süße Effi...«, und sie nahm ihres Kindes beide Hände, »... ich muß dir nämlich sagen...«

»Aber Mama, was hast du nur? Mir wird ja ganz angst und bange.«

»... Ich muß dir nämlich sagen, Effi, daß Baron Innstetten eben um deine Hand angehalten hat.«

»Um meine Hand angehalten? Und im Ernst?«

»Es ist keine Sache, um einen Scherz daraus zu machen. Du hast ihn vorgestern gesehen, und ich glaube, er hat dir auch gut gefallen. Er ist freilich älter als du, was alles in allem ein Glück ist, dazu ein Mann von Charakter, von Stellung und guten Sitten, und wenn du nicht ›nein‹ sagst, was ich mir von meiner klugen Effi kaum denken kann, so stehst du mit zwanzig Jahren da, wo andere mit vierzig stehen. Du wirst deine Mama weit überholen.«

Effi schwieg und suchte nach einer Antwort. Aber ehe sie diese finden konnte, hörte sie schon des Vaters Stimme von dem angrenzenden, noch im Fronthause gelegenen Hinterzimmer her, und gleich danach überschritt Ritterschaftsrat von Briest, ein wohlkonservierter Fünfziger von ausgesprochener Bonhomie, die Gartensalonschwelle – mit ihm Baron Innstetten, schlank, brünett und von militärischer Haltung.

Effi, als sie seiner ansichtig wurde, kam in ein nervöses Zittern; aber nicht auf lange, denn im selben Augenblicke fast, wo sich Innstetten unter freundlicher Verneigung ihr näherte, wurden an dem mittleren der weit offenstehenden und von wildem Wein halb überwachsenen Fenster die rotblonden Köpfe der Zwillinge sichtbar, und Hertha, die Ausgelassenste, rief in den Saal hinein: »Effi, komm.«

Dann duckte sie sich, und beide Schwestern sprangen von der Banklehne, darauf sie gestanden, wieder in den Garten hinab, und man hörte nur noch ihr leises Kichern und Lachen.